



needed, so heroes get made“, in „Gypsy Biker“ kehrt ein Soldat im Sarg zurück zu den Motorradkumpeln in der Kleinstadt. Jede Bewegung dort oben eine Pose: Er verzerrt das Gesicht, der Blick ist traurig, dunkel, ein Mann des Humors ist er nicht, nie gewesen, und jetzt kann er es nicht mehr sein, sagt er, in diesen Zeiten. Jeder Schlag in die Gitarre beginnt in der Schulter, weit holt er aus, so viel Kraft braucht man nicht für elektrische Instrumente, aber nach Quälerei muss er aussehen, der Jersey-Sound. Und jeder Ton ein Schrei der Sehnsucht.

Mehr als 250 Songs hat Bruce Springsteen bis heute geschrieben, „Born in the U.S.A.“ war darunter und „Thunder Road“. 58 ist er gestern geworden, ein zäher, blasser Mann. Er trägt links drei Ohringe und rechts einen, Unterlippenbart, eine Menge Ketten am Hals, ein kleiner Rocker, der wahrscheinlich ganz schön viel Haarspray verbraucht. 15 Grammys und einen Oscar hat Springsteen gewonnen. Von Landstraßen und Mädchen in Bluejeans hat er gesungen, vom Durchhalten, vom amerikanischen Traum, vom Schicksal an und für sich, und es kommt ja selten vor, dass ein Buch oder ein Film oder ein Song einem Publikum oder sogar einer Generation das Gefühl gibt, verstanden zu werden – Springsteens beste Lieder konnten das.

„Thunder Road“ weiß, was ich fühle und wer ich bin“, schrieb Nick Hornby, britischer Popautor.

Es sieht aus, als sei es wieder so weit. Amerikas Chronist ist zurückgekehrt mit neuen Geschichten, erzählt in einem veränderten Ton: Springsteen singt düster, er ist jetzt der Barde der Apokalypse. Von Menschen singt er, die ihre Heimat nicht erkennen, von grausamen, dummen Regierungen, „the wise men were all fools“, und überall sieht er Lügner: „Glaube nichts, was du hörst, und noch weniger, was du siehst“, so heißt es in „Magic“.

Wer verfolgt, wie in diesen Tagen Springsteens Tournee anläuft, wie seine neue Platte aufgenommen wird, der spürt, dass da etwas geschieht in Amerika, was nicht viel mit dem zu tun hat, was immer geschieht, wenn ein berühmter Sänger eine Tournee mit einer neuen Platte beginnt. Es ist schon auch Marketing, aber diese Springsteen-Tour ist vor allem Wahlkampf, die CD ist Ausbruch und *stamp speech*, eine Prophezeiung („This is what will be“) mit den Mitteln des Pop. Vergnügte Klänge, Hymnen hat er da gemischt mit finsternen Texten von Körpern, die in den Bäumen Amerikas hängen; zuletzt hat Cormac McCarthy solche Sachen geschrieben, über das Ende des Landes und seine letzten Überlebenden, doch McCarthys „Die Straße“ ist ein Roman. Popsänger dichten so etwas eigentlich nicht.

Springsteen sagt, pathetisch, dass er keine Wahl hatte. „Das ist eine Platte über Selbstersetzung“, sagt er, er meint die Selbstersetzung der USA, und darum ist

er Thema der Stunde in „Rolling Stone“ und „New York Times“ und allen großen Blättern der USA; der rechte Polemiker Bill O'Reilly beschimpft ihn, und die größte Nachrichtensendung des Landes, „60 Minutes“, spricht Springsteen heilig.

„It's your hometown“, singt der Mann in Schwarz nun da vorn, fünf Meter entfernt, und alle hier in Asbury Park, 1500 Menschen vielleicht, brüllen zurück: „It's your hometown.“ Und Bruce Springsteen lacht für Sekunden, wischt sich die Augen, antwortet „It's my hometown“, und seine Frau steht neben ihm, singt ins selbe Mikrofon, Patti spielt Gitarre an seiner Seite, doch nicht mal jetzt blickt er sie an, weil ein Junge aus Jersey erst den Job erledigt, ehe er an sein Mädchen denkt. Später dann sitzt er in seiner Garderobe, trinkt

lichkeit.“ Naht das Ende der amerikanischen Gegenwart, wie er sie kennt?

„Was ich tue, reicht zurück in die Zeit des Kohlenbergbaus“, sagt er, „wenn es dunkel ist, sollst du singen. Es ist sehr dunkel im Moment.“ Und jetzt summt er, „It's gonna be a long walk home“, sein eigenes Lied summt Springsteen im Gehen, es wird ein langer Heimweg werden, heute nicht für ihn, für ihn sind es nur 15 Minuten im Range Rover, aber für sein Land, das ein anderes war, als er zu singen begann.

Angeblich war Springsteen 7 Jahre alt, als er Elvis Presley in der „Ed Sullivan Show“ sah; so wollte er werden. Er war 13 Jahre alt, als er seine erste Gitarre kaufte, er hörte die Protestsongs, Musik gegen den Vietnam-Krieg, und spielte sie nach, dann kamen die Beatles.



Präsident Bush im Irak: „Die weisen Männer waren alle Lügner“



Armut in den USA\*: Entfremdung Amerikas von den Amerikanern

Wasser aus der Flasche, rubbelt sich trocken. „Entmutigend und herzerreißend“, murmelt Bruce nun, es sind die Minuten nach der öffentlichen Probe, „und nicht zu vergessen: wütend machend.“ Seltsame Begriffe spuckt er aus, er redet vom Zustand seines Landes, das ist sein Thema in diesen Wochen, sein einziges.

Die Entfremdung Amerikas von den Amerikanern. Der Verrat an den Werten Amerikas. „Ich versuche, den Abstand zu messen“, sagt er, „zwischen amerikanischen Idealen und amerikanischer Wirk-

Er war 16 Jahre alt, 1965, als er zum ersten Mal in einer Band spielte, den Castles. Und nach und nach fanden sie zusammen: Steve Van Zandt, der Gitarrist, Garry Tallent, Bass, Danny Federici, Keyboards, Clarence „The Big Man“ Clemons, der Saxophonist, der einzige Schwarze der Gruppe. Sie nannten sich Steel Mill, mochten den Namen nicht, diskutierten nächtelang, wie eine Rockertruppe aus Jersey zu heißen hatte, und weil sie in der E-Straße probten, soll irgendwann der Satz gefallen sein: „Wie wäre es mit E Street Band?“

New Jersey ist Verliererland. Kleine Häuser, Schlaglöcher, jeder Burger King

\* Obdachlose in Los Angeles.

ein Ereignis. Wenn Amerikaner Witze über Hässlichkeit machen und ein Beispiel suchen, sagen sie: „wie in New Jersey“. Das wesentliche Merkmal New Jerseys ist, dass es nicht New York ist: Der Bundesstaat beginnt am falschen Ende des Holland Tunnel, Manhattan leuchtet von jenseits des Hudson. New Jersey ist Asphaltwüste, wer hier lebt, hat's nicht geschafft, *bad luck*, nicht nach New York.

Auch das weiße Holzhaus in Long Branch, ein paar Minuten von Asbury Park entfernt, war kein warmes Zuhause: „Die Menschen in diesem Haus hatten finanziell und emotional zu kämpfen“, sagt Springsteen, und nun erzählt er, dass er sich immer dann, wenn er über die Sorgen der Menschen von New Jersey singt, gedanklich den alten Anzug des Vaters anziehe. „Ich weiß, wie sie sich unten fühlen, und sie wissen, wie ich mich fühle“, sagt er, „das ist alles.“ Er hat seinen Heimweg ja hinter sich, seit er nach Malibu gezogen und zurückgekommen ist an die Jersey Shore, auch deshalb begreifen sie ihn hier als Kronzeugen, der weiß, was er singt.

Gegenden wie diese formen in Amerika immer ihren eigenen Mythos. New Jersey glaubte, dass es ehrlich war, frei, sicher, das war der Mythos, so war es einmal in Amerika, und Springsteen sagt, dass der Mythos gestimmt habe, nur jetzt stimme er nicht mehr, hier nicht, nirgendwo.

Es waren ganz schön viele Jahre, in denen amerikanische Korrespondenten aus Ländern wie Deutschland berichteten und von verzagten Völkern erzählten, zu saturiert, zu träge, um noch etwas bewegen zu können. „Angst“, das war ein Wort, das ins Amerikanische übernommen wurde, es bezeichnete die Starre ferner Länder, das Fehlen gesellschaftlicher Träume, das amerikanische Wort „Angst“ meinte die Angst der anderen.

*The German Angst.*

Wenn man ein paar Wochen lang im Land unterwegs ist, fallen einige Dinge sofort auf: die Sprache, die rau geworden ist, die Aggressivität. Es scheint, als habe die Mittelschicht ihre Balance verloren, als gebe es keine Solidarität mehr, keine Gelassenheit. Amerika ist nicht vergnügt, eher zynisch, ist nicht mal mehr stolz, worauf auch?

Man kann mit Autoren wie Thomas L. Friedman („Die Welt ist flach“) darüber reden; Friedman sagt, dass alles am 11. September 2001 liege, „9/11 hat uns verblödet“. Er schreibt in seinen Kolumnen von einstürzenden Brücken, maroden Flughäfen, einem Mobilfunknetz, das aus Funklöchern besteht, er erzählt von Microsoft, das Forschungsplätze nach Kanada auslagert, von chinesischen Autos, indischer Dienstleistung und dem starken Euro, Fried-



**Springsteen-Vorbild Presley (1973)**

*Er hörte die Protestsongs und spielte sie nach*



**Newcomer Springsteen (1975)**

*Jeder Ton ein Schrei nach Sehnsucht*

man redet von Amerikas Schwäche und der Stärke der anderen, er schreibt von Studenten und Touristen, die nicht mehr kommen, von verlorenem Vertrauen der Welt in die USA und verlorenem Selbstvertrauen, von diesem falschen Krieg, der keinem nutzt und so viel kaputtmacht.

Es sind Beispiele wie aus einem Springsteen-Song. American Angst, wohin man blickt. Als ob Thomas L. Friedman das Exposé geschrieben und Bruce Springsteen daraus das Requiem gedichtet hätte auf die vergangenen Staaten von Amerika.

Man kann sich in Iowa umschauen, wo in diesem Oktober der Wahlkampf am heftigsten ausgetragen wird, weil hier bald die ersten Vorwahlen stattfinden sollen. Die

neuen Zweifel klingen durch, überall. An einem Oktoberabend war der Demokrat Barack Obama in Coralville, „wir haben unsere Richtung verloren“, sagte er. Und am nächsten Morgen ist der Republikaner Fred Thompson in Fort Dodge, einer Stadt der weißen Mittelschicht, Fast-Food-Restaurant steht neben Supermarkt neben Tankstelle. Thompson redet in einem kleinen Raum an der Central Avenue, ein müder alter Herr, der das amerikanische mit dem Römischen Imperium vergleicht, er sagt: „Jede große Nation segelt irgendwann in den Sonnenuntergang.“ Es ist ein Bild wie aus einem Springsteen-Song.

Oder man blickt nach Cleveland, zum Beispiel, am 4. November wird Springsteen hinfahren, um Cleveland zu trösten. Cleveland, Bundesstaat Ohio, ist eine dieser Städte, die ausbluten und verfallen: Die Straßen sind aufgerissen, Schulen geplündert, und keiner pflegt die Wunden. Vor jedem dritten Haus steht ein Schild: „Zu verkaufen“, aber keiner kauft, die Fenster sind zugenagelt, Banden ziehen trotzdem ein. Es liegt an der Industrie, die verschwunden ist, in Cleveland war es Stahl, vor allem aber liegt es an der Immobilienkrise, den Krediten, die kaum jemand abzahlen kann. „Der Boden öffnet sich unter uns“, sagt Jim Rokakis, Schatzmeister der Stadt, „dies ist eine Gesellschaft ohne Mitgefühl geworden, nur die Gier regiert. 10000 Männer mit Masken und Knarren plündern dieses Land.“ Es könnte eine Springsteen-Zeile sein, Rokakis spricht von den Maklern und Bankern Amerikas.

Bruce Springsteen sieht das alles so ähnlich wie Jim Rokakis oder Fred Thompson oder Thomas L. Friedman. Aus einer falschen Reaktion auf einen Terroranschlag wurde ein falscher Krieg in der Ferne, es formte sich eine hysterische Gesellschaft, die immer neue Fehler macht; diese Gesellschaft hat einen Präsidenten, der nach vier Jahren im Irak sein Veto gegen eine Krankenversicherung für Kinder einlegen muss, weil kein Geld mehr da ist. Das ist es, was Springsteen da oben sagt, Nacht für Nacht. Er versteht es als patriotische Aufgabe.

Berühmt und längst verkitscht ist jene Geschichte von 2001, kurz nach den Anschlägen, als ihn angeblich ein Typ auf der Straße ansprach: „Bruce, wir brauchen dich.“ Damals schrieb Springsteen das Album „The Rising“, Lieder über Trauer und Größe, über Verlust und Liebe und kein Wort von Rache. Dann kam die Wahl von 2004, Springsteen sang für den demokratischen Kandidaten John Kerry, sie verloren beide, sie verschwanden beide. Nun aber musste er wieder raus, so erklärt er sich, verklärt er sich, bei einem Rocker

gehört die Inszenierung dazu, sonst wäre er keiner.

In der „60 Minutes“-Sendung sagten sie ihm, dass es vermutlich jede Menge Amerikaner gebe, die ihn für einen Verräter an der amerikanischen Sache hielten, und Springsteen kicherte ein bisschen hektisch, das macht er häufig, wenn er redet und keine Gitarre dabei hat: Dann überschlägt sich seine Stimme, als könnte er den eigenen Worten nur trauen, wenn eine Melodie darunterliegt; Springsteen kicherte also und sagte: „Wir versuchen uns selbst zu schützen, aber bei diesem Versuch zerstören wir unsere besten Seiten.“

Vor ein paar Tagen dann, als die Tour im Civic Center von Hartford begann, spielte er die ersten vier Songs ohne Pause runter, und seine erste kurze Rede las er ziemlich gehetzt von jenem Blatt ab, das am Boden klebte, neben dem Mikrofonständer und dem handgeschriebenen Programm des

hängen die „34“ von Charles Barkley und die „13“ von Wilt Chamberlain.

Hier drinnen nun er: jeder Schritt auf der Bühne langsam und schwer, der Boss tanzt und springt nicht mehr, er schleppt sich, er stampft und schleicht. Er ist nicht besonders gut rasiert heute, Krähenfüße hat er, die Koteletten sind lang und buschig, „wer wird der Letzte sein, der für einen Fehler stirbt“, singt er, es ist jene Frage, die John Kerry gestellt hatte.

Als Springsteen anfang, vor 35 Jahren, mit Oberlippenbart und Locken, in Jeansjacke, wollte er klingen wie Elvis, wie die Doors, wie Dylan, wie Jagger. Drogen und das ganze Gedöns der Rock'n'Roller interessierten ihn wenig, die Frauen natürlich, doch nicht das selbstzerstörerische Gehebe. Er träumte den Jersey-Traum, wollte keinen glamourösen Tod, er wollte oben leben. 1972 besorgte ihm der Manager Mike Appel einen Termin bei Columbia, es ent-

zweiten Gitarristen Nils Lofgren, die Geigerin Soozie Tyrell, den Trommler Max Weinberg und Patti Scialfa, Gitarristin und Frau Springsteen, zu zehnt sind sie, aber im Grunde werden alle Stücke von den Gitarren getrieben. Gitarreneinstieg, Strophe, Refrain, Strophe, Refrain, Bridge oder Solo (mal Saxophon, meistens Gitarre), noch mal Refrain und Schluss, so funktioniert ein Springsteen-Song, wenn man den Text weglässt, aber das geht nicht mehr, weil heute die Texte das sind, was zählt, amerikanische Straßenpredigt.

Vielleicht ist ja alles ganz einfach und gar nicht so viele Worte wert, so nämlich, wie sein Sohn es ausdrückt, Sam Ryan, der den Vater eine „attention whore“ nennt, Nutte des eigenen Ruhms.

Vielleicht ist es aber auch so, wie Springsteen es erklärt: „Männer weinen, Frauen tanzen. Es kitzelt mich, erregt mich, es gibt mir Bedeutung und Sinn. Wirklich interessiert bin ich allerdings daran, was es bedeutet, ein Amerikaner zu sein, ich bin daran interessiert, zu definieren, was dieses Land ist. Und ich glaube: Wenn ich einen richtig guten Song darüber schreibe, macht es einen Unterschied.“ Dem Kritiker A. O. Scott von der „New York Times“ sagte er noch einen schönen Satz: „Egal, wie winzig das ist, was wir tun können, jetzt ist ein guter Moment, es zu tun.“

Es ist dann Dienstag, als Springsteen wieder nach Hause kommt. Ein Jerseyboy in Jersey – in der alten Basketballarena der Nets in East Rutherford spielt er heute. Laut ist sein Publikum vorher, gierig drängelt es nach Bier und Hot Dogs, die Männer in kurzen Hosen und Unterhemden, die Frauen nicht hübscher. Und dann geschieht etwas.

Ein Bass, vier Gitarren, ein schneller Rhythmus, „Radio Nowhere“, das erste Lied. „Hello, Jersey, noch jemand lebendig da draußen?“, ruft Springsteen, und sie kreischen, singen, das hier ist Raserei vom ersten Augenblick an, da jeder in dieser Halle jede Zeile mitsingen kann, und alle tun es. Oben unterm Hallendach vögeln zwei, streng verboten ist so etwas in der amerikanischen Öffentlichkeit, nicht hier, nicht heute, um sie herum brüllende 20 000. „Certain things are set in stone“, singt Springsteen, er meint die Gebote einer Zivilgesellschaft: Foltene nicht. Lüge nicht. Höre nicht heimlich die Telefone deiner Bürger ab. Das Saallicht erstrahlt, alle sind jetzt erleuchtet, und Bruce spielt jenes „Born to Run“, das auf seinem Merkzettel nur „B to R“ heißt, er verschwindet dann in der Masse, die ein Fest feiert, nicht mehr denkt, nur noch tanzt, nur singt, nur liebt, ein Lied noch, ein letztes, und für eine Nacht scheinen Tausende Amerikaner ganz bei sich zu sein, als bekämen sie bei diesem Konzert wieder eine Idee.

„Bruuuuce“, rufen sie, es klingt wie Buh-Rufe, „Bruuuuce“, rufen sie, doch wer alles gesagt hat, kommt nicht zurück. ◆



J.D./WENN

**Hepaar Springsteen (2006): Ein Junge aus Jersey erledigt zuerst seine Arbeit**

Konzerts, es war die Rede von dem „Orwellischen Moment, in dem, was wahr ist, wie eine Lüge aussehen, und was eine Lüge ist, wie die Wahrheit erscheinen kann“. Der Kern seiner Konzerte.

Und heute kommt er nach Philadelphia, ins Wachovia Center, draußen vor der Halle feiern sie ein amerikanisches Volksfest: Tausende Autos auf dem Parkplatz, und vor den Autos sitzen die Menschen in Klappstühlen, weiße 40-Jährige, sie grillen und trinken Budweiser-Bier und hören alte Springsteen-Lieder. Das ist sein Volk, das ist die Mittelschicht der USA, Bruce-People. Die gewaltige Halle aber ist eine dieser so kalten und so herzlosen amerikanischen Arenen für über 20 000 Kunden; das Einzige, was hier träumen lässt, sind die Trikots einstiger Helden des Sports, an der Decke

stand die erste Platte. „Greetings from Asbury Park, N. J.“ hieß sie, „Blinded by the Light“ war drauf, viel gelobt, wenig gekauft. Springsteen war eine Lokalberühmtheit, er spielte im Stone Pony in Asbury Park, und die Zuhörerinnen warfen keine Slips hinauf; sie brachten ihm Bügeleisen oder Geschirr mit, nützliches Zeug, das war sein Lohn.

Aber dann, 1974, saß der Autor Jon Landau vor der Bühne, Landau schrieb: „Ich sah die Zukunft des Rock and Roll, und ihr Name ist Bruce Springsteen.“ Die beiden taten sich zusammen, der Historiker Landau reicherte Springsteens Denken mit amerikanischen Legenden an, mit Whitman und Steinbeck.

Es gibt heute in der E Street Band noch einen zweiten Keyboarder, Roy Bittan, den